

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 294.

Samstag, 16. Dezember.

1916.

Die Sabelhaffe.

Novelle von L. Diffsé (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

VI.

Dr. Trendelburg war aus dem Krankenhaus entlassen, und Dr. Raugraff hatte darauf bestanden, daß er noch mindestens vierzehn Tage zur Erholung ans Meer gehe, hatte ihm zu diesem Zweck sogar eine Zulage gegeben. Dr. Trendelburg war starr vor Erstaunen darüber gewesen, hatte sich aber königlich dabei erholt. Er hatte das Gegenteil erwartet. Hatte geglaubt, er werde gedrängt, kaum aus dem Größten heraus, sofort wieder an die Arbeit zu kommen, damit Dr. Raugraff seine verschobene Ferienreise nachholen könne.

Er war nicht der einzige, den „das Raubbein“ in Erstaunen setzte. Das Personal im Verlagshaus zerbrach sich den Kopf darüber, wem sie die rosigte Stimmung von Dr. Raugraff zu verdanken hätten. Er schien gegen schlechtes Wetter und Ärger gefeit. Was für ein Wunder war geschehen? Dr. Raugraff war um seine Ferienreise betrogen, sah bei der größten Hitze an der Arbeit, und doch sausten die Hände dem unverbesserlichen Franz nicht um den Kopf. Man munkelte von verschiedenen schönen Liebesgaben, die bedürftigen Angehörigen gerade zu rechter Zeit zuteil geworden waren, und die nur auf das Oberhaupt zurückzuführen gewesen waren.

„Freut mich, Sie wieder heil zu haben“, sagte Dr. Raugraff herzlich zu Dr. Trendelburg, als sein Mitarbeiter im September ihm gegenüber saß.

„Nun können Sie ausspannen.“

„Nein, ich habe jetzt andere Pläne. Ich gehe mit Rühlental im Dezember auf zehn Tage nach Grindelwald-Skilanden; das kräftigt noch mehr. Und Sie und ich, Trendelburg, machen manchmal an Sonntagen lange Wanderungen zusammen.“

Dr. Trendelburg kam auf die gleichen Gedanken wie das übrige Personal. Nur der ewig gleiche Grund konnte einen solchen Umschwung hervorgerufen haben. Welches Weib umgarnte diesen Stärken? Für welche Delila hatte er seine Vorsten geopfert?

„Ich bin so glücklich, wieder bei meiner Arbeit zu sein“, sagte Trendelburg warm, seinen Gedankengang lässig unterbrechend, damit Dr. Raugraff nicht zu deutlich in seinen Augen lese, „man brummt ja manchmal, wenn man gar zu ununterbrochen in der Tretnähle schwitzt, aber wenn's einmal an den Stragen gegangen ist, lernt man einsehen, daß harte Arbeit bei tüchtiger Gesundheit die Höhe des erreichbaren irdischen Glücks ist. Übrigens, ich wollte fragen, haben Sie Fräulein Ulla Rinde eine kleine Anstellung gegeben? Ich hatte eine Unterredung mit ihr auf die Merkliste des Tags gesetzt, an dem ich nach dem Krankenhaus gefahrt wurde.“

„Sie kam, Trendelburg, Ihr Fräulein Ulla Rinde“, sagte Dr. Raugraff kleinlaut, „brachte auch eine gutgeschriebene, eigenartige Novelle, über die ich in damaliger unbegreiflicher Stimmung sehr schöne urteilte. Als ich die Geschichte nachträglich las, gefiel sie

mir sogar sehr gut; ich hätte der Verfasserin geschrieben, aber sie hatte mir keine Adresse angegeben, und sie kam nicht wieder.“

„Wenn Sie nicht sehr entgegenkommend waren, glaube ich es wohl“, sagte Trendelburg bekümmert. „Und sie sah aus, als hätte sie Freundlichkeit und Hilfe so nötig. Sie konnten natürlich nicht wissen, mit wem Sie es zu tun hatten, da ihr ganzes Wesen so anspruchslos ist —; und sie hatte mich gebeten, nur ihren Schriftstellernamen zu gebrauchen.“

„Was für eine Bewandnis hat es denn mit ihr? Stammt sie von den Karolinern ab? Habe ich unwissentlich Fürstenblut beleidigt?“ fragte Dr. Raugraff mit gut gespielter Anzuchtlichkeit.

„So schlimm ist es nicht“, entgegnete Trendelburg lachend, „aber vornehm ist sie, das können Sie mir glauben. Ihre Familie besaß mehrere Rittergüter, und auf einem davon war mein Vater Inspektor. Kinder zahlreich bei uns, Mittel gering. Ich wurde als einigermaßen hoffnungsvoll angesehen und teilte mit dem Sohn des Hauses die Ausbildung. Aber ein Rittergut nach dem anderen perlte ab. Was der außerordentlich lebenswürdige, aber leichtsinnige und verschwenderische alte Freiherr nicht vertan hatte, lief in unglaublich rascher Zeit durch die Hände des Sohnes. Ich war zum Glück von meinem einundzwanzigsten Jahr an durch Stipendien und Abendarbeit imstande, meine Studien zu vollenden; der Freiherr konnte nicht mehr helfen, der hatte nichts mehr außer Schulden. Gerhard, der Sohn, ging frischen Muts zur Schutztruppe, und der Freiherr verschwand mit Ulla von der Bildfläche. Ich hörte, daß sein älterer, unverheirateter Bruder sich geweigert hatte auch nur einen Groschen für seinen leichtsinnigen Bruder zu opfern. Auch, daß Ulla alle ihre lieben Wertachen und kostbaren Familiensätze verkauft habe, und nach unablässiger Arbeit so weit gekommen sei, die drückendsten Schulden abzutragen. Als ihr Vater starb und ich imstande gewesen wäre, ihr ein wenig beizustehen, war sie nirgends mehr zu entdecken. Sie gehörte zu den seltenen Menschen, die in der Not vor ihren Freunden fliehen und selbst anfasseln.“

„Am Tag von meiner plötzlichen Erkrankung“, fuhr dann Trendelburg nach einer kurzen Pause fort, „sah ich sie zufällig in der Leipziger Straße. Ich erschraf. Sie sah aus wie ein Gespenst. Durch Kummer, Überarbeitung und Entbehrungen war sie lebensgefährlich krank geworden, war erst seit einigen Tagen wieder aus dem Krankenhaus und suchte eine kleine dauernde Anstellung bei einem Schriftleiter. Da ihre Fähigkeiten über das gewöhnliche Maß gehen, versprach ich ihr, mich bei Ihnen zu verwenden, denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß Sie ihr eine Arbeit übertragen würden. Dann wurde ich krank, und nun ist sie verschollen.“

„Das ist ja eine nette Geschichte“, sagte Dr. Raugraff mit ungewollter Stirn, „eine nette Geschichte! Ich

hatte keine Ahnung, daß ich da in eine Romanze hinein-
tölpelte. Da beichte ich lieber gleich alles. Wissen Sie,
was ich anstellte? Ich riet ihr, da sie so jämmerlich
entkräftet und blaß aussah, eine Stelle als Hausmäd-
chen, Stütze oder dergleichen zu suchen, damit sie nicht
verhungte, da die Literatur offenbar nicht hinreichte, sie
zu sättigen."

"Alle Götter von Athen!" stöhnte Trendelburg und
warf sich in seinen Stuhl zurück.

"Bitte, bekommen Sie keinen Rückfall durch meine
Dummheit!" sagte Dr. Raugraff, dem bange wurde.
"Ich durchstöbere ganz Berlin, ja das Deutsche Reich
noch ihr und bringe sie heil in Ihre Arme zurück."

Dr. Trendelburg sah ihn mit eigentümlichem Aus-
druck an und sagte, halb finnend:

"Sie konnten natürlich nicht wissen, daß sie einer
sehr vornehmen Familie entstammt, das ist ja auch nicht
das Wichtigste; aber daß sie ihre ungewöhnliche Per-
sönlichkeit trotz der Aschenbrödel-Pülle und trotz der
jammervollen Verfassung nicht erkannten, ist mir un-
begreiflich."

"Drücken Sie es mir nur recht ins Fleisch, Trendel-
burg, ich habe es nicht besser verdient. Wieder einmal
ein Beweis, daß sich jede böse Stimmung schwer rächt.
Sobald die Tür hinter ihr geschlossen war, fühlte ich,
daß ich mich wie ein ungehobelter Bauer benommen
hatte. Ich hätte sie gern zurückgerufen, schämte mich
aber und dachte, Sie würden die Sache schon wieder
in die Reihe bringen."

"Ihre Stimme klang mir immer wie Musik", be-
kannte Trendelburg halb träumerisch, "ihr goldenes
Hera, ihre Selbstlosigkeit und Feinheit klangen in die-
ser Stimme; darum war sie so schön. Und wenn ich an
ihr Lachen denke, so fallen mir alle unsere lustigen
Kinderstreiche ein, und Baldesdunst strömt auf mich, als
stünde ich wieder in unserem Buchenwald."

"Ihre Stimme!" jagte Dr. Raugraff plötzlich und
versank in Gedanken. "Ja, ja, Sie haben recht, Tren-
delburg. Sobald ich ihre Stimme hörte, erkannte ich
einen besonderen Wert darin. Wo hörte ich nur eine
ganz ähnliche Stimme?"

Er sann und sann, und plötzlich fing er leise an zu
pfeifen, und ein merkwürdiger Glanz flog über seine
Bügel.

"Haben Sie ein Bild von ihr, Trendelburg?"

"Viele aus früheren Zeiten! Wir machten einmal
ein "Streichenbuch" zusammen mit photographischen
Aufnahmen von Gerhard, Ulla und mir. Aber das
hört mit ihrem sechzehnten Jahr auf."

"Trendelburg, wenn Ihre verschollene Perle wieder
entdeckt wird, bringen Sie mir die Köstliche her, und
ich will in den demütigsten Ausdrücken Abbitte tun.
Abgesehen, daß ich es nicht vergesse: Können Sie mir
Sonntag bei Tisch Gesellschaft leisten?"

"Eigentlich soll ich mich noch an keines anderen
Mannes Tisch wagen, außer wenn ich auf alles ver-
gichte, was ich bei solchen Gelegenheiten gern esse."

"Wenn's weiter nichts ist, kommen Sie ruhig. Ich
habe eine Kochkünstlerin, die Ihnen samtweiche Grüßen
vorsetzen kann, daß Sie froh sind, krank gewesen zu
sein, um so etwas zu bekommen. Stellen Sie nur
Ihren Bettel auf."

"Aber ich möchte Ihrer Kochkünstlerin keine be-
sondere Mühe verursachen. Ich esse, was ich finde."

"Diese Perle gehört zu den aussterbenden Wesen,
denen es die größte Freude macht, sich für andere fabel-
haft Mühe zu geben. Also den Bettel mit Ihrer Kran-
kenkost her, Trendelburg."

Trendelburg kitzelte lachend einige komische Gerichte
auf den Werkbrett.

"Wissen Sie, Trendelburg, was ich an Ihrer Stelle
täte? Ich ginge zu dem Rechtsanwalt des verschollenen
Freihräuleins Ulla und beauftragte ihn, sie mir
unberzüglich zur Stelle zu schaffen. In unserem ge-
segneten Reich gehen doch Leute, noch dazu so kostbare,
nicht einfach verloren!"

Trendelburg wunderte sich, daß sich Raugraff so
lange mit Ulla beschäftigte. Es war sonst gar nicht
seine Art, sich um die Angelegenheit Fernstehender zu
bekümmern.

"Kein übler Gedanke! Ich werde Justizrat Nollen-
dorf aussuchen!"

Einige Tage später kam Trendelburg erregt auf
Dr. Raugraff zu, als dieser in der Mittagspause statt zu
essen, unablässig Zigaretten rauchte und ruhelos hin
und her ging.

"Denken Sie sich, was ich gehört habe! Ihrem Rat
folgend, erkundigte ich mich bei Justizrat Nollendorf
über Freihräulein Ulrike. Da wurde mir gesagt, daß ihr
Onkel vor einiger Zeit gestorben sei und sein Vermögen
ihr zufalle. Es freut mich mehr, als ich sagen kann."

"Und ist sie aufgefunden?" fragte Raugraff fast
atemlos vor Spannung.

"Das ist das Geheimnisvolle an der Sache. Die alte
Dienerin, bei der sie zuletzt in einem irdischen Zimmer
wohnte, weigerte sich, ohne Ermächtigung ihrer Herrin
deren jetzigen Aufenthalt mitzuteilen. In zwei Tagen
sollen wir Aufschluß erhalten."

"Verzeihen Sie eine Frage, Trendelburg, die Sie
hoffentlich nicht für aufrichtig halten. Lieben Sie
das Freihräulein?" Seine Stimme hatte einen eigen-
tümlich erregten Klang.

"Ich liebe sie wahnsinnig, als ich 18 und sie 16
Jahre alt war."

Trendelburg lachte. Ein fröhliches Lachen, das fast
knabenhaft frisch klang.

"Das sind jetzt vierzehn Jahre her. Es war die
Liebe, die mich emporzog und in reinere Höhen hielt
— aber ich wußte wohl, daß es nicht die Liebe meines
Lebens sein konnte. Dr. Sie aber doch auf diesen
Gegenstand kommen, so will ich Ihnen gleich sagen,
was Sie doch in den nächsten Tagen erfahren hätten,
daß ich mich mit meiner Pflegerin verlobt habe — auch
eine Jugendliebe und früher zuweilen bescheidene Ge-
fährtin Ullas. Wir hatten uns schon lange Treue ge-
schworen, wollten aber mit unserer Bedingung so lange
warten, bis wir die Aussicht hatten, uns heiraten zu
können. Dank Ihrer freundlichen Aufbesserung und
eines kleinen Legats, das ein erzentrischer Patient
meiner Braut hinterlassen hat, kann jetzt der Knoten
gekürzt werden, und ich lade Sie hiermit feierlichst zu
unser Hochzeit ein."

Dr. Raugraff schüttelte seinem Mitarbeiter mit
Wärme die Hand und wünschte ihm Glück. Es wurde
ihm froh und leicht ums Herz, ohne daß er wußte,
warum.
(Schluß folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, das jetzt als fünf-
zehntes seit seiner Stiftung Hindenburg verliehen wurde und
als sechzehntes der Kaiser angelegt hat, ist gleichzeitig mit dem
gewöhnlichen Eisernen Kreuz von Schinkel Mitte März 1813
entworfen worden. Die Originalzeichnungen dazu befinden
sich im Königl. Kabinett für die Zivilangelegenheiten und sind
kürzlich zum erstenmal in der amtlichen Schrift des Schinkel-
Museums über das Eisene Kreuz von dem Museumsvorsteher
Geheimrat Max Gg. Zimmermann in Göttingen veröffentlicht
worden (Verlag Julius Bae, Berlin). Dort ist auch der
Briefwechsel zwischen dem Geheimen Kabinettsrat Albrecht
und dem damaligen Geheimen Oberbau-Meister Schinkel
nach den Akten abgedruckt. Der König hatte befohlen, daß
das Großkreuz noch einmal so groß sein sollte als das
gewöhnliche. Schinkel machte darauf aufmerksam, daß dieser
Ausdruck doppelsinnig sei. Im gemeinen Leben pflege man
den Begriff von „noch einmal so groß“ anzuwenden, wenn
eine Figur die doppelte Länge und Breite einer andern habe,
wodurch aber eigentlich der Flächeninhalt viermal größer
werde; die dem Flächeninhalt nach doppelt so große Figur
werde mathematisch nach dem viethingewärtigen Bedürfnis ge-
funden; Schinkel sandte deshalb Zeichnungen in beiden Rich-

haben ein; der König wählte als Größe den doppelten Flächeninhalt.

Zur Geschichte des Motorrettungsbootes. Im Rettungswesen zur See spielt heute das Motorboot eine der wichtigsten Rollen. Seine Einführung bei uns ist besonders der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu danken, die vor nunmehr 51 Jahren gegründet wurde. Die Entwicklung dieser Gesellschaft ging, wie im Bismarckausgezeichnet wird, sehr schnell vor sich, so daß sie im Jahre 1911 an der deutschen Küste nicht weniger als 133 Rettungsstationen lief, von denen ungefähr die Hälfte mit Rettungsbooten ausgerüstet ist. Diese Rettungsboote aber haben im Laufe der Zeit erhebliche Verbesserungen erfahren, der bedeutendste Fortschritt auf diesem Gebiete wurde durch die Einführung des Motorrettungsbootes erzielt. Zwei Typen von Rettungsbooten sind, nach den Anforderungen von Dr. phil. Hermann Steinert, in Gebrauch, und zwar ein leichtes kleines Boot von starker Bauart, das sich bequem den Strand hinunterziehen läßt, und ein großes, ziemlich schweres Boot, das dort Verwendung findet, wo es sich mittels Kran oder Ablassbojen dem geschützten Ufer aus direkt in tiefes Wasser setzen läßt. Bei diesen schweren Booten regte sich natürlich der Wunsch nach einer praktischen, leicht handhablichen Antriebsmaschine. In England wurde darum bereits 1887 ein Dampfrettungsboot gebaut, das jedoch keine Nachfolge erhielt, da die Dampfmaschine sich nicht für den Rettungsdienst eignet, da sie bekanntlich nicht sofort betriebsbereit ist. Wie in den letzten zehn Jahren hohe Verbesserung des Bootmotors münzte auf den Gedanken führen, ihn zumindest für die großen Rettungsboote zu verwenden. Seine Eignung hierfür liegt vor allem in der ständigen sofortigen Betriebsbereitschaft sowie darin, daß der Motor verhältnismäßig wenig Raum und Gewicht beansprucht. Auch macht der Bootsmotor in seiner heutigen Verwirklichung eine starke, das Boot unnötig belastende Vermehrung überflüssig. In Europa wurde das bisher größte Motorrettungsboot im Jahre 1910 in den Niederlanden gebaut, wo es an der besonders wichtigen Rettungsstation Ter Schelling in Betrieb ist. Es hat einen niederländischen Rohdmotor von 100 PS., der eine Geschwindigkeit von 9 Knoten — also die eines gewöhnlichen Frachtdampfers — ermöglicht. Da bei der Größe dieses Bootes eine Fortbewegung mit Ruderkraft ausgeschlossen ist, ist man natürlich auf die unbedingte Zuverlässigkeit des Motors angewiesen. Diese Zuverlässigkeit ist aber längst erreicht. Motorrettungsboote von ganz großem Typ wurden auch in Schweden, Belgien und Dänemark eingeführt. Das erste deutsche Motorrettungsboot wurde im Jahre 1911 bei der Station Laboe in Dienst gestellt. Es ist ebenfalls ein großer Typ, mit einem Petrolmotor von 15 PS., der eine Geschwindigkeit von 6,6 Knoten ermöglicht. Das ganze Boot, dessen Besatzung 10 Mann zählt, hat ein Gesamtgewicht von 7000 Kilogramm. Es ist, wie heute fast alle Rettungsboote, durch Doppelboden mit Leinwand eingelegt und durch Luftkissen unsinkbar gemacht. Besonders bemerkenswert ist der wasserdichte Einbau des Motors, der auch bei schwerster Sturzwelle jeden Maschinendefekt verhindert. Auf diesen ersten Bootstyp folgte 1913 ein zweiter, der etwas größer und stärker ist. Dieser deutsche Rettungs-Motorbootstyp hat einen Motor von 50 PS., mit dem eine Geschwindigkeit von 8 Knoten zu erzielen ist. Dieses sind die beiden bei uns gebräuchlichsten Grundtypen, mit denen die Offiziersboote und auch die Küste der Nordsee ausgerüstet sind. Ein noch größeres Motorrettungsboot wurde im Jahre 1914 für das Rurische Bass in Dienst gestellt. Für die flachen Küstengebiete, wo das Boot von Land erst allmählich ins Wasser geschleppt werden muß, sind die genannten Typen nicht verwendbar. Für die an solchen Küsten gebrauchten kleinen und leichten Rettungsboote wurde in Deutschland der Motor noch nicht eingeführt, da die Schwierigkeiten hierbei sehr groß sind. Vor allem besteht die Gefahr, die Schraube beim Abdrücken des Bootes zu beschädigen, außerdem erhöht der Motor allzu sehr den Tiefgang. Seit Jahren werden Versuche gemacht, für diesen Zweck besonders geeignete Motorrettungsboote zu konstruieren. In den Vereinigten Staaten wird ein solcher Typ betrieben. Er hat zwei Schrauben, um bei Beschädigung einer Schraube weiter manövrieren zu können, und die Schraubenwellen können erforderlichenfalls an die Bordwand geklappt werden.

Der Untergang eines französischen Truppentransports vor hundert Jahren. In einem Ehrensaal des Louvre hängt das großartige Bild Géricaults, das gleichsam den Auftakt zur französischen Romantik in der Malerei bildet: „Das Floß der Medusa“. Das Bild knüpft an ein Ereignis an, dessen Jahrestag jetzt zum 100. Male wiederkehrt und das damals als großes nationales Unglück in Frankreich allgemeines Aufsehen erregte: die Fregatte „Medusa“, die entsandt worden war, um französische Truppen nach Senegal zu bringen, ging unweit der afrikanischen Küste unter. Nur wenigen der Schiffbrüchigen, darunter dem Kapitän, gelang es, sich auf einem Floß zu retten. Sie irrten auf gut Glück umher, aber nur einige überlebten die ungeheuerlichen Strapazen und Entbehrungen. Die Überlebenden, die oft nichts zu essen

hatten, konnten sich schließlich nur noch vor dem Hungertode retten, indem sie sich von dem Fleisch ihrer toten Kameraden nährten. Im „Cai de Paris“, der an dieses traurige Jubiläum erinnert, wird Géricaults von dem romantischen Leben des Kapitäns der „Medusa“ erzählt, dessen Auerfahrenheit das Unglück verursacht haben soll. 1791 war er, kaum 15jährig, mit den Emigranten geflohen und kehrte nach dem Sturz Napoleons nach Frankreich zurück, wo er unter Anrechnung seiner Emigrantenzzeit sofort zum Kapitän ernannt wurde. Vor seiner ersten Seefahrt verlobte er sich mit einer jungen vornehmen Bretonin. Als er bei seiner Rückkehr seine Braut auffuchen wollte, fand er Tür und Fenster ihres Elternhauses schwarz verhängt und erfuhr von einem Nachbarn, daß die Tochter des Besitzers gestorben sei. In seiner ersten Verzweiflung begab er sich unverzüglich nach Paris, um sich vom Marineminister eine neue Aufgabe übertragen zu lassen. Nun wurde ihm das verhängnisvolle Kommando der „Medusa“ anvertraut, dem er sich so gut nicht gewachsen zeigte. Später erfuhr er, daß seine Braut noch am Leben war, es war eine ihrer Schwestern gewesen, um deren willen das Haus Trauer angelegt hatte. Sie war aber so entsetzt von dem Unglück, das ihr Bräutigam verschuldet hatte, daß sie sich weigerte, ihn zu heiraten. „Aber“, so schließt die Erzählung verschönlend, „obgleich er für sie tot war, blieb sie ihm stets treu und trug bis zu ihrem Lebende ein Witwenkleid.“

Warum Werner v. Siemens nicht Kommerzienrat wurde. (Zum 100. Geburtstag von Werner v. Siemens, 18. Dezember.) Wie wenig es Werner v. Siemens um äußere Auszeichnungen zu tun war, die ihm freilich während seines segensreichen Schaffens in reichem Maße zuteil wurden, das zeigt z. B. sein Bemühen, an dem ihm zugedachten Kommerzienratsittel vorbeizukommen. Wie ihm dies glückte, erzählt er selber in launiger Weise. Siemens war schon seit mehreren Jahren Mitglied des Akteienkollegiums der Berliner Kaufmannschaft und wurde nach herrschendem Brauch zur Ernennung als Kommerzienrat vorgeschlagen, ohne daß er etwas davon wußte. König Wilhelm I. hatte die Ernennung auch vollzogen, und der Berliner Polizeipräsident ließ es sich nicht nehmen, ihm die Nachricht von dieser königlichen Gnadenbezeugung persönlich zu überbringen. Siemens sagte aber der Kommerzienratswürde durchaus nicht zu, weil er sich mehr als Gelehrter und Techniker, denn als Kaufmann betratete und fühlte. Er sagte dies auch dem Polizeipräsidenten, der diesen Grund freilich nicht gelten lassen wollte: „Was er dem König, der ihm doch eine Gnade hätte beweisen wollen, denn sagen sollte?“ Da entschloß sich v. Siemens die Bemerkung: „Premierleutnant, Ehren doktor und Kommerzienrat, das verträgt sich nicht, das macht Leidschmerzen!“ Der Polizeipräsident versprach ihm schließlich, den König zu bitten, seine Ernennung zum Kommerzienrat nicht amtlich bekannt machen zu lassen, und er verabredete mit ihm, ihn auf einem an demselben Abend stattfindenden Fußball zu erwarten. Der Präsident ging dort denn auch heiteren Gesichts auf Siemens zu und berichtete, daß er dem König seine Bedenken wegen der „Leidschmerzen“ mitgeteilt habe; der Monarch habe darüber herzlich gelacht und gemeint, er fühle selbst schon so etwas; Siemens sollte sich nur eine andere Gnade aussuchen, wenn er ihn anreden würde. Dies war Siemens nun erst recht unangenehm. „Einen meiner Lebensrichtungen mehr entsprechenden Titel“, schreibt er wörtlich, „gab es in Preußen — es war gleich nach Beginn der 70er Jahre — für Nichtbeamte nicht, und dem Rat des Polizeipräsidenten, mir einen höheren Orden zu erbitten, konnte ich unmöglich Folge leisten, weil man einen solchen, wie ich ihm sagte, dankend annimmt, aber nicht darum bittet.“ Dem Geheimratsittel konnte Siemens freilich später nicht in gleicher Weise entgehen. Als das Reichspatentgesetz im wesentlichen nach v. Siemens' Vorschlägen ins Leben getreten war, erging an ihn die Aufforderung, dem zu begründenden Patentamt wenigstens für einige Jahre als Mitglied beizutreten. Siemens willigte ein. Er erhielt auf diese Weise die Eigenschaft als Reichsbeamter und wurde als solcher vom Fürsten Bismarck für die Verleihung des Titels „Geheimer Regierungsrat“ vorgeschlagen. Wegen dieses Titels hatte Werner v. Siemens nichts einzumenden, da ja auch seine Kollegen von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, der er seit 1874 als ordentliches Mitglied angehörte, ihn zum größten Teil führten.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegs-Romane, -Novellen usw.

„Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt.“ Unter Mitwirkung zahlreicher Universitäts-Professoren herausgegeben von Heinrich Bräkel. Mit Geleitworten von Peter Kosseger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer. (München bei Georg Müller.) Schon vor dem Kriege hatte der Verfasser in der löblichen Absicht, der freien Beschimpfung des deutschen Volkstums durch elässische Französlinge entgegenzutreten, diese umfangreiche Sammlung begonnen, die nun ergänzt und vollendet wurde. Die Unterstützung bedeutendster Gelehrten und Forscher stand ihm dabei zur Seite, geistige Führer der Nation haben sie durch eigene Einführung das Werk empfohlen, das sich durch inneren und äußerer Reichtum den verwandten Büchern von Stieve, Kroeber und Wechsler würdig anschließt. Sicher ist hier, so leicht sich auch der Stoff noch vermehren ließe, alles Typische und Wesentliche mitgeteilt, was das Ausland über deutsches Wesen und Kultur zu sagen hatte. Von Torheiten, Verleumdung und Unwissenheit vernehmen wir ja jetzt genug, solche Dinge sind mit Recht nur gelegentlich herangezogen, und es ist nicht eitle Selbstgefälligkeit, wenn wir uns an Zeugnisse wirklichen und erstrebten Verständnisses auch aus den Völkern heraus erheben, die jetzt von solchen Äußerungen nichts mehr wissen wollen. Und die Aufmerksamkeit wird gestärkt, daß einmal wenigstens einem Teile unserer Gegner die Zeit schamboller Einsicht und Umkehr kommen muß.

„Deutsche Kriegsreden.“ Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Pintbus. (München und Berlin bei Georg Müller.) Im Hause des wilden Haffes, der Verärgerung und Verleumdung suchen unsere Gegner sich Mut zu machen; der Deutsche gewinnt sich seine ruhige Aufmerksamkeit durch den Blick in eine große Vergangenheit, deren Wirklichkeit uns die eigene Zukunft verbürgt. Wie große Männer mit dem berebten Worte einer großen Sache dienen, das ist aus diesem wertvollen Buche zu erkennen. Aus innerem Bedürfnisse des Augenblicks ist es entstanden, sein Wert aber wird diese Zeit überdauern. Der Herausgeber hat zugleich Neuland für unsere Erkenntnis gewonnen und den Grund gelegt zu einer künftigen Geschichte der öffentlichen Beredsamkeit, für die seine Vorrede manchen bedeutsamen Wink gibt. So schreiten wir mit ihm durch die Jahrhunderte. Mit Recht wird darauf verzichtet, berühmte Brinkstücke antiker Ahetorik zu bringen, sind sie doch alle Kunstprodukt der Schriftsteller, für das Mittelalter gilt Ähnliches, auch die wenigen hier mitgeteilten Proben sind doch wohl nicht als authentisch anzusehen. Keiner und mächtiger beginnt dieser Strom zu fließen im Zeitalter der Reformation, freilich fehlt der eigentliche Pulsfaden der Zeit, in der es eine Lust war zu leben, Ulrich von Hutten; man wollte nur Vollständiges bringen, und die leidenschaftlichen Ansprachen des fränkischen Mitters waren zu umfangreich. Dann aber folgen alle, die den Geist eines großen Augenblicks machtvoll zusammenzufassen vermochten; so etwa der prächtige Kapuziner Abraham Santa Clara, der alte Fritz, vor allem die Männer der Befreiungszeit Görres, Fichte, Rahn, Schulermacher, und die Redner aus der Epoche der Reichsgründung, bei der, wie uns scheint, Paulus Cassel etwas zu viel Ehre erwiesen wird. Daß aus unseren noch gewaltigeren Tagen nur drei Reden aufgenommen werden konnten, von Wilamowitz, Traut und Köster, liegt an dem fehlenden Entgegenkommen der Verleger. Das hätte nicht so sein sollen, denn eine solche Sammlung soll höheren Zwecken dienen. Interessante Abbildungen schmücken das so wertvolle Werk.

Romane, Novellen.

„Teufel Marietta!“ Verfluchte Geschichten von Artur Vandsberger. (Verlag Georg Müller, München-Berlin.) Der bekannte Berliner Schriftsteller, der sich mit seinen wirklich geistvollen Satiren einen Namen machte und auch bei uns immer gebührend anerkannt und gewürdigt wurde, flücht mit diesem neuen Buche sein weiteres Blatt in seinen Ruhmeskranz. Seine Satire wirkt plump und brutal. Er arbeitet mit tumbliger Hand aber mit billigen, verwirrenden Schwankeffekten, die dann zum Schluß ihre Auflösung in Wohlgefallen erhalten. Wirklich wichtig ist das kurze Geschichtchen „Verflucht“, während die letzte Erzählung, eine Groteske auch wieder mit grobmächtigem Technik behandelt ist. Hoffentlich kehrt der so fruchtbare Verfasser noch dieser Art wieder in besseres Land zurück, in sein Reich, in dem Satire und Humor sich so belustigen und unterhaltend paaren.

Kinderbuch.

„Im Kinderhimmel.“ — „Goldflügel.“ — Je zehn Scherenschnitte mit Gedichten. Von Marie Margarete Behrens. (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.) Die lustigen schwarzen Mädel und Buben, die Grael und Offen, die auf diesen Blättern durcheinander tollen,

werden bald jedem Kinde und manchen Erwachsenen zu lieben, vertrauten Freunden werden. Mit entzückender Leichtigkeit zaubert die Schere der Künstlerin alles ins Leben, was Kinderherzen von jeher höher schlagen ließ; das Kasperle und die Puppenwäsche, die große Geburtstagsfeier und die Hochzeiten der Engel. Fürs Kinderzimmer bilden diese Scherenschnitte, die lose in den Klappen vereinigt sind, deshalb ein Bilderbuch oder einen Wandkalender, der tatsächlich fröhliche, unbefangene Kindlichkeit mit allen Vorzügen reifer Kunst und einer sprudelnden Fülle von Einfällen vereint.

Zeitschriftenchau.

„Das Dezemberheft der Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ ist vor kurzem erschienen. Es bietet eine Reihe hervorragender Werke Münchener Maler. Es sind Bilder erster Künstler, wie Erich Erler, Paul Jungmanns, Hermann Groeber, Joffe Gossens, Reinhold Max Eichler, Professor Angelo Jank, Albert Weisgerber, in trefflichen Wiedergaben vorgeführt, sowie aus der Gedächtnisausstellung Franz Marcs, die letzthin in München stattgefunden hat. Der Bildnisphotographie ist diesmal in besonderem Maße Raum gegeben. Werke der trefflichen Bildhünstler Rudolf und Minna Dührkoop sind vorgeführt, die sich weit über das Erheben, was sonst an beachtlichen Bildnisaufnahmen gezeigt wird. Auch an plastischen Werken von Bräutigam geboten. Das Heft enthält u. a. auch eine Reihe lehrreicher Aufsätze, darunter auch einen Nachruf für Fritz Böhle.

„Mit dem vorliegenden Oktoberheft beginnt die „Deutsche Rundschau“, herausgegeben von Dr. W. Hale (Verlag Gebr. Baetel, Berlin) ihren 43. Jahrgang, der sich mit wachsender Aufmerksamkeit der Förderung politischer Fragen zuwendet. Das Oktoberheft leitet ein Ausblick auf „Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft“ von Freiherr v. Maday ein. Hr. v. Dungen unterfucht in einem Beitrag die Gründe für den „Abfall Rumäniens“. Ewald Banse versucht in einer Aufsatzfolge das Verständnis für „Türkische Fragen“ zu erwecken. O. O. Meißner erklärt den Unterschied zwischen dem „Deutschen und westeuropäischen Staatsbegriff“. Literarisches Interesse hat der von Albert Weismann gebotene „Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Frau von Staël“. „Vom Geist der deutschen Soldatensprache“ erzählt eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von W. Schwen. Den erzählenden Teil füllt eine kleine Geschichte von Charlotte Westermann aus: „Wenn Kinder spielen“, während die literarische Rundschau, Notizen und Neuigkeiten den Schluß des Heftes bilden.

„Das reichhaltige September-Heft der „Weissen Blätter“ (Verlag Ralcher u. Cie., Jülich) wird durch einen Essay über den „Kubismus“ von Daniel Henry eingeleitet, in dem der Verfasser hauptsächlich die Arbeitsweise Picassos erörtert. Die satirisch entfangende Erzählung von Max Brod: „Die erste Stunde nach dem Tode“ schlägt leider bald in eine Moralpredigt um. Dieser Erzählung folgt eine kleine moderne Anthologie, an die sich dann der 6. Teil der „Erinnerungen“ Eduard Bernsteins an seine Tätigkeit in der Schweiz anschließt. Sehr modern muten die „Mütter“ von Lu Marten an, sehr unschuldig die „Scherze“ des Hans Reimann. Die „Glossen“ bilden wie gewöhnlich den Schluß des Buches. G.I.

„Die zweite Weihnachtsnummer der bekannten Berliner Gesellschafts- und Mode-Zeitschrift „Elegante Welt“ ist soeben erschienen. In die weihnachtliche Stimmung dieses Jahres führt ein Artikel „Das Fest der Kinder“, der von besonders hübschen und eigenartigen Kinderbildern begleitet ist. Großen Beifall in weiten Kreisen wird eine illustrierte Blauderei über den Sänger Joseph Schwarz finden. Neben einem Mode-Artikel, der die Kleider „Für Straße und Gesellschaft“ in Wort und Bild schildert, bringt eine besonders hübsch illustrierte Blauderei die neuesten Moden für den Wintersport. Zeitgemäß ist auch ein Artikel „Der Teufel“, der gerade in diesem Winter, da man mehr als früher zu Hause ist, vielen willkommen sein wird. Endlich sei einer Übersicht über die Ausstellung „200 Jahre Kleiderkunst“ in Berlin, sowie eines interessanten und durch Bilder belebten Aufsatzes „Türkische Teppiche“ gedacht.

Kalender, Almanach.

„Grotescher illustrierter Weihnachtsalmanach 1916.“ 64 S. 8°. Kostenlos. (Verlag G. Grote, Berlin.) Mit dem Herannahen der Weihnachtszeit erscheint, wie alljährlich, der Grotesche illustrierte Weihnachtsalmanach, ein bester und bewährter Ratgeber für Wüchlerläufe, und ist in hübscher Ausstattung vom Verlage kostenlos zu beziehen. Er bringt manche interessante Beiträge aus der Feder der Verlagsautoren und dazu Abbildungen und Bildnisse.